



Anke te Heesen

## Wissen als Exponat

Wenn wir uns des Historikers Krzysztof Pomian Definition dessen, was eine Sammlung ist, vor Augen führen, dann handelt es sich bei ihr um jede Zusammenstellung natürlicher und künstlicher Gegenstände, die zeitweise oder endgültig aus dem Kreislauf ökonomischer Aktivitäten herausgehalten werden. Die Sammlung im Museum erscheint als ein immobiles, statisches Konvolut von Objekten, die der Inventarisierung oder der temporären Ausstellung harren. Das Museum ist mithin der Ort, der kulturelle Sachzeugen bewahrt und deponiert. Wissenschaft dagegen wird üblicherweise als ein lebendiges Unternehmen verstanden, stets offen und wandelbar, vielleicht von der Bürokratie bedroht, doch prozessual und unvorhersehbar. Wissenschaft dient dem Erwerb des Neuen: neuer Ergebnisse, neuer Erkenntnisse, neuen Wissens. Sie bringt beständig neue Objekte hervor: Es sind, wenn wir dem Wissenschaftssoziologen Bruno Latour folgen, lebendige Objekte, die – weil sie so eng mit dem Menschen verbunden sind – stets aufs Neue ihre Form wechseln können. So gesehen, liegen Museum und Wissenschaft weit voneinander entfernt an zwei entgegengesetzten Enden einer Skala menschlicher Betätigungen.

Dies ist aber nur auf den ersten Blick der Fall. Eine bekannte Verbindung zwischen Museum und Wissenschaft besteht zum Beispiel dort, wo es um die Popularisierung von Wissen und Wissenschaft geht. Die seit dem 19. Jahrhundert entstehenden natur- und kulturgeschichtlichen Museen hatten den Auftrag, die Bildung des Bürgers – später auch des Arbeiters – zu übernehmen. Dieses zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Volksbildung bekannte Programm erfuhr in den letzten Jahren – wenn auch unter völlig anderen Vorzeichen – eine bemerkenswerte Renaissance. Im Rahmen der seit den 1990er Jahren intensivierten PUSH-Programme (Public Understanding of Science and Humanities) sind Ausstellungen, auch in Museen, bedeutsamer denn je geworden: Präsen-

tationen vermitteln das Wissen um die Gentechnik, und Wissensforen lassen den Laien mit dem Spezialisten diskutieren. Das Museum wird nicht nur als ein Ort der Vermittlung *von* Wissenschaft verstanden, sondern dient nunmehr auch der Partizipation *an* Wissenschaft.

Doch die Beziehung zwischen Museum und Wissenschaft wird zunehmend differenzierter gesehen, als es naturwissenschaftliche Vermittlungsprogramme und eventhaft verdichtete Sonderausstellungen zu großen Entdeckungen zunächst kenntlich machen.\* Gerade in den letzten Jahren wuchs die Aufmerksamkeit für das seit 200 Jahren bestehende feine Netz zwischen kuratorischer Praxis und wissenschaftlicher Forschung, deponierender Tradition und schneller Publikation. Daran hat die seit den achtziger Jahren sich verdichtende Sammlungsgeschichte einen großen Anteil. Sie erbrachte nicht nur das nötige historische Wissen um die Entstehung von Sammlungen und Museen, sondern erstellte in ihren theoretischen Analysen zugleich eine differenzierte Darstellung und Unterscheidung von Sammlung, Ausstellung und Museum und warf so ein neues Licht auf die Orte der Dingakkumulation. Vor diesem Hintergrund kann das Verhältnis von Museum und Wissenschaft in Geschichte wie Gegenwart eher als ein nach beiden Seiten hin durchlässiger Prozess denn als ein impulsgebender Austausch von Inhalten und Praktiken verstanden werden. Zwei Beispiele sollen für eine anstehende Neubewertung dieses Verhältnisses genannt werden.

① Aus der Wechselbeziehung zwischen Museum und Wissenschaft entstanden die großen Themenausstellungen seit dem Ende der 1980er Jahre. Bei den Ausstellungen »Wunderblock« in Wien (1989, kuratiert von Jean Clair, Catherin Pichler, Wolfgang Pircher), »Der Gläserne Mensch« in Dresden (1990, kuratiert von Rosmarie Beier und Martin Roth) oder »L'âme au corps« in Paris (1993, kuratiert von Jean Clair) handelte es sich um Kon-



zeptionen, die natur- und kulturwissenschaftliche Ansätze vereinigen. Die Arbeitsteams setzten sich aus den verschiedensten Bereichen zusammen, und sie machten den Anspruch, Natur und Kunst zusammenzubringen, gleichsam am Objekt dingfest. Sie konnten auf diese Weise auch die zu jenem Zeitpunkt viel beschworene Transdisziplinarität inhaltlich und visuell einlösen. Nicht zuletzt wurde deutlich, dass kuratorische Praxis sehr wohl Forschungsarbeit zu leisten vermag, und es zeigte sich, wie das Ausstellungsgeschehen und die zu erforschenden Inhalte sich gegenseitig vorantreiben – ja, dass die ungewöhnlichen Dingarrangements wiederum Anlass zu neuen Projektideen gaben. Diese Ausstellungen (und nach und mit ihnen viele andere) müssen als Argumente im Raum verstanden werden, und sie haben die Ästhetik und Bedeutungsvielfalt wissenschaftlicher Objekte vor Augen geführt. Dieses Verhältnis von Ausstellungspraxis

*Durch einen sich beschleunigenden Alterungsprozess der uns umgebenden Dinge, Informationen und Medien sind wir nahezu täglich aufgefordert, wegzuworfen, auszuschließen, auszuwählen, an die Seite zu legen oder ins Zentrum zu stellen – kurz: Prioritäten zu setzen.*

und Forschung ist jüngst durch die thematische Konjunktur der ›Dinge‹ und ihrer Eigenschaften bestärkt, wenn nicht gar durch das vielgestaltige Ausstellungsgeschehen der 1990er Jahre angeregt worden. Zahlreiche Arbeiten auf diesem – im weitesten Sinne – kultur- und wissenschaftshistorischen Feld beschreiben seitdem die Bedeutung der Materialität für den Erkenntnisprozess und die Wissensgenerierung. Hier erhielten die Depots der Museen neue Bedeutung, da sie die einzigen Bewahrungsorte der materiellen Zeugen einer vergangenen Zeit darstellen und indem Objekte immer stärker – neben den Schriftstücken – als aussagefähige historische Quellen berücksichtigt werden.

❷ Museum und Wissenschaften weisen je eigene Wissensfelder auf, die sie zu unverzichtbaren Partnern machen. Das Museum hat neben seinen expositorischen Unternehmungen in den letzten 200 Jahren besondere Tätigkeitsfelder entwickelt, zu denen die konzeptionelle Katalogisierung, umfassende Inventarisierung und eine ausgeklügelte Prosa der Bestandserfassung zählen. Damit werden nicht nur Sammlungs-, sondern auch Ausschlusskriterien von Objekten diskutiert, verifiziert und eingeübt, deren wir heute – so die im Folgenden ausgeführte These – mehr denn je bedürfen.

Durch einen sich beschleunigenden Alterungsprozess der uns umgebenden Dinge, Informationen und Medien, die der Wissenschaft eingeschlossen, sind wir nahezu täglich – im privaten ebenso wie im professionellen Bereich – aufgefordert, wegzuworfen, auszuschließen, auszuwählen, an die Seite zu legen oder ins Zentrum zu stellen – kurz: Prioritäten zu setzen. Diese Kernkompetenz des Museums ist auch und gerade für die Wissenschaft von Bedeutung, die beständig neue Instrumente einsetzt und neue Objekte generiert. Was aber geschieht mit den eben noch aktuellen Sachzeugen der Forschung? Wenn das Museum eine Art Kriterienfächer der Bewahrungstradition entwickelt hat, dann muss heute eine ihrer prominentesten Wirkstätten in der Universität und den Forschungseinrichtungen liegen.

Dieser Bedarf an Speicherkompetenz zeigt sich deutlich in der auffälligen Konjunktur der Universitäts-

sammlungen. Das Interesse an szientifischen Sammlungen wurde vor allem geweckt mit der großen Ausstellung »Theatrum Naturae et Artis« in Berlin (2000, kuratiert von Horst Bredekamp, Jochen Brüning und Cornelia Weber). Die Sammlungsgeschichte als Wissenschaft hatte zu diesem Zeitpunkt ihren Höhepunkt erreicht, vor allem über das Modell der Kunst- und Wunderkammer konnte man ausführlich in der Forschungsliteratur und im Feuilleton lesen, und dieses Modell wurde nun programmatisch in den Raum umgesetzt. Die Ausstellung wusste die Schätze der Humboldt-Universität Berlin zu heben und war zugleich in der Lage, die disparaten Sammlungen miteinander zu einem schlüssigen Konzept zu verbinden. Seitdem fanden zahlreiche kleinere Ausstellungen an den verschiedensten Universitäten statt, die dieses Potenzial einer unter dem Etikett ›Kunst und Wissenschaft‹ firmierenden Vereinigung zu nutzen verstanden (zuletzt im Sommer 2007 an der Universität Erlangen-Nürnberg).

Blickt man auf die Hintergründe für dieses gesteigerte Interesse – nicht nur an den Universitätssammlungen, sondern an den Relikten der Lehre und Forschung allgemein –, so wird schnell deutlich, dass dabei die Medienentwicklung eine entscheidende Rolle spielt. Noch nie waren in so kurzer Zeit so viele Medienbrüche und



-wechsel zu verzeichnen wie in den letzten 20 bis 30 Jahren. Diese Wechsel lassen uns geradezu in einer Objektschwemme versinken. Auch um 1900 füllten sich die Lehr- und Forschungsschränke sprunghaft. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts war die Lehrmittelproduktion enorm angestiegen, neue Visualisierungs- und Materialverfahren (etwa die Herstellung von Wachsmodellen für die Anatomie) wurden umgesetzt und in Serie produziert. Auch damals gab es mitunter Kapazitätsprobleme, doch über allem lag die Hoffnung einer Wissenschaft, die immer besser zu visualisieren und zu ›vermehren‹ sei.

Heute geht es um den zeitlichen Verfall der Forschungs- wie Lehrobjekte. Ein Beispiel: Bis vor zwei, drei Jahren gab es zahlreiche Kunsthistoriker, die das klassische Dia und seine Projektion der Powerpoint-Präsentation vorzogen. Nachvollziehbar begründet wurde diese Auffassung damit, dass die Powerpoint-Präsentation noch nicht das Niveau des Dias erreicht habe, das immer noch das exaktere Zeigemedium sei. Diese Meinung hat sich indes grundlegend geändert: Inzwischen greifen selbst hartlehnigste Fachvertreter auf die digitalen Möglichkeiten zurück. Was soll nun, so fragen sich nicht nur zahlreiche kunsthistorische Seminare, mit den Tausenden Dias und ihren Leuchtkästen und Leuchtschränken geschehen? Ein anderes Beispiel: Für die Pathologie spielt der Objektträger aus Glas eine bedeutsame Rolle. Feinste Gewebeschnitte werden angefertigt, auf den Objektträger aufgetragen, eingefärbt und dienen so der eingehenden Untersuchung mithilfe des Mikroskops. Heute werden die fertigen Schnitte jedoch anschließend digitalisiert und damit zur näheren Untersuchung auf dem Computer verfügbar. Der Objektträger selbst wird, wenn überhaupt, für eine kurze Zeit archiviert und danach entsorgt. Auch hier warten Tausende alte, noch bestehende und bereits archivierte Objektträger, die bisher als notwendige materiale Referenz galten, auf eine Entscheidung über ihren weiteren Verbleib oder ihre Entsorgung.

Diese zuvor als ›Objektschwemme‹ bezeichnete Veränderung zieht noch eine zweite Entwicklung nach sich. Denn die Vielfalt und Menge der Forschungsdinge stehen in direktem Verhältnis zur schwindenden Kenner-schaft der mit ihnen befassten Personen. Zunächst einmal sind mehr und mehr Kustodenstellen an den Universitäten in den letzten Jahren eingespart worden. Dabei handelt es sich um eine politische Entscheidung, die man nachvollziehen kann oder auch nicht. Hinter dieser universitätspolitischen Ebene wird darüber hinaus aber vor

allem deutlich, dass dadurch der Sinn für das Historische der eigenen Institution (zum Beispiel einer Universität) immer stärker in den Hintergrund rückt. Die bereits angeführten Medienwechsel in Forschung und Lehre haben dafür gesorgt, dass auch die Erinnerung an das, was noch vor fünf Jahren als Lehrmittel eingesetzt wurde, verloren zu gehen droht. Das soll nicht beklagt, wohl aber konstatiert werden. Ein Historisierungsprozess der materialen (Forschungs-)Welt hat eingesetzt, für dessen Behandlung es noch keine adäquate Lösung gibt. Alles archivieren? Nein, stattdessen differenziert auswählen – aber wie? Die Wissenschaftsgeschichte der letzten beiden Jahrzehnte hat uns gelehrt, dass kleine Notizbücher oder ein altes Reagenzglas im Nachhinein eine ungeheure Bedeutung erlangen können (nicht nur als Forschungsreliquie, sondern auch als aussagekräftige Quelle für eine zu rekonstruierende Forschungspraxis). Doch wie sollen wir heute entscheiden, ob der E-Mail-Verkehr eines bestimmten Wissenschaftlers von Bedeutung sein wird? Diese ungelösten Fragen, und dafür soll hier plädiert werden, können nur gemeinsam mit museumserfahrenen Wissenschaftlern *und* mit forschungsorientierten Museumspraktikern bearbeitet werden.

Das gemeinsame Potenzial von Museum und Wissenschaft vermag über die Aufgabe der Popularisierung der Naturwissenschaften oder der Vermittlung von Entdeckerbiografien hinauszugehen. Es stellt sich nicht die Frage, ob das Museum als Medium der Wissenschaft sich überlebt hat. Es käme vielmehr darauf an, die schwankende Wechselbeziehung beider zu stärken. Erst so können Bewahrungskompetenz und Forschungsreichtum, sinnlich erfahrbare Objektauthentizität und theoretische Durchdringung, Kennerschaft und Wissen auf eine fruchtbare Art miteinander verbunden werden.

Was man nicht versteht,  
besitzt man nicht.

*Johann Wolfgang von Goethe*

Es ist nichts schrecklicher  
als eine tätige Unwissenheit.

*Johann Wolfgang von Goethe*

\* Vgl. zuletzt die Tagung der Volkswagenstiftung und des Instituts für Museumsforschung in Berlin: »Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Forschung im Museum?« Dezember 2007.